

Fortsetzung von Seite 1

habe. Ein Engagement ist etwas, das weiter geht. Von daher ist dieses «Süchtig-Sein» nur eine konsequente Lebenshaltung, die auch mit einem Job nicht einfach aufhört.

Sie haben vor dreissig Jahren die Gassenarbeit in Luzern initiiert. Wie notwendig ist sie heute?

Wenn ich realisiere, dass in der Chuchi über 1100 Leute registriert sind, dass im Paradiesgässli achtzig Familien mit insgesamt 150 Kindern ein- und ausgehen und wenn ich auf Perron 2 am Bahnhof die Menschen sehe, die sich dort aufhalten, dann merke ich, wie dringend nötig die Gassenarbeit ist.

Gibt es Ansichten oder Überzeugungen zur Drogenarbeit, die Sie geändert haben in diesen dreissig Jahren?

Früher habe ich gemeint, ich müsse alle Betroffenen von den Drogen wegbringen und sie in die Gesellschaft integrieren. Das stimmt überhaupt nicht mehr. Wenn es gelingt, ist es wunderbar. Es ist auch immer wieder möglich. Aber die

Betroffenen müssen für einen Ausstieg selber motiviert sein. Ich kann nicht für sie den Weg machen.

Der Auftrag heisst heute für mich: Vermenschlichung der Gesellschaft. Für ganz viele, die lange

«Die Betroffenen müssen für einen Ausstieg selber motiviert sein.»

Sepp Riedener

auf der Gasse gelebt haben, ist es heute aussichtslos. Sie bekommen keinen Job mehr. Es fällt ihnen auch schwer, von den Drogen loszukommen. Ich will mit ihnen auf dem Weg bleiben. Wenn sie sterben müssen, bin ich da und schaue dafür, dass sie menschlich in den Tod begleitet und beerdigt werden.

Sind Sie auf eines Ihrer zahlreichen Projekte besonders stolz?

Das Paradiesgässli liegt mir am Herzen. Das Projekt ermöglichte eine Gewichtsverschiebung hin zu einer Gruppe, die ganz wichtig ist: Eltern und ihre Kinder. Wo es

um Kinder und Jugendliche geht, geht es um die Zukunft. Das Paradiesgässli war eine wesentliche Innovation und schweizweit das erste Projekt in dieser Art. Wir sind denn auch zum Vorbild für ähnliche Angebote in andern Städten geworden.

Wollten Sie in Ihrer oft auch aufreibenden Arbeit nie den Bettel hinschmeissen?

Nein. Diese Versuchung habe ich nie gekannt. Ich kam auch nie in eine Burnout ähnliche Situation. Die Arbeit hat immer gestimmt für mich. Ich bin damals nicht von ungefähr aus dem Orden ausgetreten. Ich habe das nie bereut. In meiner Arbeit konnte ich genau das leben, was ich im Gelübde versprochen hatte.

Es ist im Grunde fantastisch, welche Angebote seit den Anfängen der Gassenarbeit in Luzern entstanden sind: Wie war das überhaupt möglich?

Man muss sehr genau die Not wahrnehmen, die sich zeigt und scharf überlegen, was die Antwort darauf ist. Nachher geht es darum, einen Projektbeschrieb zu machen,

der fachlich sauber daherkommt. Wichtig: Das Anliegen muss glaubwürdig sein. So konnte ich jeweils an den Regierungsrat, den Stadtrat und an die Kirche gelangen und die Projekte vermitteln. Wenn das professionell gemacht wird, gibt es immer Menschen, die das unterstützen. Wichtig waren auch Persönlichkeiten wie Franz Kurzmeyer und später Urs W. Studer, dann auch die Zusammenarbeit mit der Polizei und nicht zuletzt die Kirchen. Diese haben mich von Anfang an durch alle Böden hindurch unterstützt und die Projekte immer mitfinanziert.

Wie schätzen Sie das gegenwärtige politische Klima für die Anliegen der Gassenarbeit ein? Könnte sie es auch mal schwerer haben?

Es hat in den letzten dreissig Jahren immer wieder politische Initiativen gegeben, die gegen unsere Arbeit waren. Aber wir konnten stets eine Mehrheit überzeugen, dass es wichtig ist, was wir machen. Vielen Köpfen ist es inzwischen klar geworden, dass es für die öffentliche Hand ohne den Einsatz unserer Institutionen viel teurer würde. Was wir jetzt an Angeboten haben, ist

gut und es braucht keine grossen neuen Würfe. Wenn es gelingt, den Status quo zu stabilisieren und in die Zukunft zu retten, ist schon ganz viel erreicht.

Was hat Ihnen persönlich das jahrzehntelange Engagement für süchtige Menschen gegeben?

Ich schaue mit einer grossen Zufriedenheit zurück. Ich bin glücklich, dass es überhaupt gelungen ist, solche Institutionen auf die

«Ich schaue mit einer grossen Zufriedenheit zurück.»

Sepp Riedener

Beine zu stellen. Ich denke, dass ich meine Vision, das Evangelium und die Botschaft Jesu zu leben, zu einem grossen Teil habe verwirklichen können. Ich bin auch dankbar, dass ich dabei immer gesund geblieben bin.

Interview: Pirmin Bossart, freier Journalist, Luzern

«Stolz bin ich darauf, dass es die Gassenarbeit noch gibt»

Nach Tätigkeiten auf dem Kantonalen Arbeitsamt und bei der Bürgergemeinde Luzern als Zuständige für wirtschaftliche Sozialhilfe übernahm Heidi Bendel 1995 die Stelle als Suchtbeauftragte des Kantons Luzern. Sie kann auf etliche Erfolge zurückblicken.

Sie waren von 1995 bis 2005 die erste Suchtbeauftragte im Kanton Luzern: Was war Ihre Aufgabe?

Heidi Bendel: Mein Auftrag lautete: «Unterstützung einer koordinierten Suchtpolitik im Rahmen der drogenpolitischen Grundsätze». Diese basierten auf der Vier-Säulen-Politik, nämlich Prävention, Therapie, Überlebenshilfe und Repression. Eine Hauptaufgabe war es, die verschiedenen Vereine und Angebote im Bereich Überlebenshilfe zu bündeln. Das hat den Anliegen bei den Geldgebern eine bessere Position verschafft.

Was haben Sie von dieser Zeit mitgenommen?

Ich habe in meiner Arbeit erfahren, wie wichtig und grundlegend die Koordination ist. Dabei hilft, wenn man weiss, wie die Leute arbeiten, wie sie ticken. Mein Vis-à-Vis war perfekt. Ich habe mit super Leuten zusammenarbeiten können. Mitgenommen habe ich auch ein Verständnis für die Szene, ihre Probleme und Schwierigkeiten, aber auch die hoffnungsvollen Seiten, das Menschliche, Gemeinschaftliche.

Was haben Sie als Suchtbeauftragte realisieren können?

Die Reorganisation der zwei Vereine Kirchliche Gassenarbeit und Jobdach und je ihren Zuständigkeiten war sicher ein wichtiger

«Dass es Drogenkonsumierende gibt, die auch zu unserer Gesellschaft gehören, wird besser akzeptiert.»

Heidi Bendel

Pfeiler. Dass wir die heroingestützte Behandlung durchführen konnten, empfand ich als Highlight. Hier mussten das Quartier,

die Polizei und auch die Regierung ins Boot geholt werden, die dafür Gelder sprachen. Schliesslich galt es, erstmals Leistungsaufträge mit den Vereinen und Verbänden auszuarbeiten. Auch das Konzept Suchtprävention und Suchthilfe, das im März 2003 von der Regierung genehmigt wurde, ist unter meiner Federführung entstanden. Ich hatte bei meiner Tätigkeit hohe Kompetenzen und spürte ein grosses Vertrauen von Seiten des zuständigen Regierungsrates mir gegenüber.

Gab es Anliegen oder Projekte, die Sie nicht realisieren konnten?

Wir hätten mehr Gelder gewollt, uns eine selbstverständlichere Unterstützung der Angebote gewünscht. Mit andern Worten: etwas mehr Grosszügigkeit im guten Sinne. Das war immer ein grosses Ringen.

Was hat sich in den letzten zehn Jahren geändert bei den Randständigen und auf der Gasse?

Ich denke, dass die Gassenarbeit und ihre Angebote selbstverständlicher geworden sind. Dass es Drogenkonsumierende gibt, die auch zu unserer Gesellschaft gehören, wird besser akzeptiert. Hier hilft, dass die spezifische Drogenszene – Stichwort Eisengasse – nicht mehr sichtbar ist. Sie ist weitgehend aus

dem Sichtfeld verschwunden. Das Drogenmilieu hat sich diversifiziert. Ich finde das eine gute Entwicklung, nicht zuletzt zum Schutz der betroffenen Menschen.

Wie stark verfolgen Sie, was die Gassenarbeit heute macht? Auf was sind Sie besonders stolz? Ich kaufe regelmässig die GasseZeitig. Ab und zu gehe ich auch an**«Mitgenommen habe ich auch die hoffnungsvollen Seiten, das Menschliche, Gemeinschaftliche.»**

Heidi Bendel

die Generalversammlung des Vereins. Es interessiert mich, wie sich die Institution entwickelt. Stolz bin

ich darauf, dass es die Gassenarbeit noch gibt und wie niederschwellig sie geblieben ist. Das ist ein hohes Gut, das man oft vergisst. Denn tendenziell landet man ganz schnell in einem Büro und verwaltet nur noch. Mit besonderer Freude erfüllt mich, dass auch das Paradiesgässli weiterbesteht und die Eltern das Vertrauen haben, dieses Angebot zu nutzen.

Was halten Sie von einer Legalisierung der Drogen?

Eine allgemeine Legalisierung fände ich problematisch. Heroin und Kokain würde ich nicht legalisieren, bei Cannabis wäre ich einverstanden. Die Prävention könnte viel besser betrieben werden, wie sich das bei den legalen Suchtmitteln Nikotin und Alkohol ja auch zeigt.

Glauben Sie, dass das künftige politische Klima weiterhin förderlich sein wird für umfassende Sozialangebote, wie man sie in der Drogenarbeit hat?

Das politische Klima war auch 1995 nicht so super diesen Menschen gegenüber. Randständige Projekte haben es immer schwierig. Was sich verhärtet hat, ist die Missgunst gegenüber Leuten, die wirtschaftliche Sozialhilfe beanspruchen.

Interview: Pirmin Bossart